

Art im Winter.

Von Dr. J. Meering.

Nicht allzulange ist es her, daß man die Wintermonate schon zu Hause hinter dem Ofen zuzugeln, angütlich jede rauhe Winterluft vermeidend und nur bei schönem Wetter einen kurzen Spaziergang machte. Wer zu einer Erholung im Herbst oder Winter genötigt war, mußte schon die südlichen Kurorte aufsuchen. Heutzutage tummelt sich Jugend und Alt vergnügt auf Schnee- und Eisflächen, der eine in seiner engeren Heimat, der andere, verwöhnter, sucht schon entlegene Winter-Sportplätze im Gebirge auf. Gebirge schnee- und eisbedeckte Gegenden, die bisher als unwirksam galten, werden jetzt mit Vorliebe frequentiert. Hier werden die Gänge für Schlittschuhläufer veranstaltet, dort Wettrennen für Kofel- und Schlittschuhfahrer. Man spricht sogar direkt von Wintertour in Sanatorien und läßt sich die Wintertourbestimmungen als Heilfaktor besonders für Nerven- und Stoffwechselkrankheiten aneignen. So hat der Winterpark in Schweden und in der Schweiz heimisch, auch in anderen Ländern Eingang gefunden.

Diese Umwandlung ist bedingt durch drei Faktoren. Erstens ist das Bestreben der Hygiene neuerdings mehr auf Abkühlung gerichtet, das Wespen der Ernährung im Winter ist verändertes. Wir erhalten uns bei entsprechenden dem Verhalten hauptsächlich weniger als im Sommer. Außerdem hat entschieden der Winter auch seine Reize und sogar Vorzüge. Die Luft ist reiner, sauerstoffreicher und erfrischender. Die belebende und anregende Wirkung auf Geist und Körper konnte nicht länger unterdrückt bleiben. Wir werden von der Hitze in jeder Weise befreit, gegen die Kälte können wir uns leichter wappieren. Der menschliche Körper zeigt sich auch entschieden in der kalten Jahreszeit leistungsfähiger, er erwidert nicht so leicht. Deshalb ist der Winter besonders geeignet für Bewegungskuren, zur Sportbetätigung und Abhärtung, zur Erhaltung und Stärkung der Gesundheit.

Heutzutage wird heute auf die Körperpflege und Ausbildung des Körpers durch Gymnastik mehr Gewicht gelegt, und die modernen Sportbewegungen haben besonders ihre besonderen Wirkungen nicht verfehlt. Drittens endlich ging mit der Zunahme der Sportbetätigungen Hand in Hand eine Verbesserung der wirtschaftlichen und Unterhaltungsverhältnisse in den für den Winterpark in Frage kommenden Gegenden; Gemüthliche heizbare Zimmer, schöne Klaviersäle, Anlagen geeigneter Sportplätze, gute Verpflegung. So sind jetzt überall Stationen mit Winterbetrieb modern eingerichtet. In Schweden und Norwegen, in der Schweiz (Davos, St. Moritz usw.), in Oesterreich, Tirol, am Semmering, in Deutschland (Alpengebirge, Schwarzwald, Harz, Erz- und Riesengebirge, in Thüringen usw.). In diesen Winterhotels trifft man oft einen Komfort an, der selbst den vornehmsten Ansprüchen Rechnung trägt.

Im Allgemeinen ist zur Ausübung des Wintersports jeder Gesunde und nicht schwer Leidende fähig. Der günstige Einfluss der freien Bewegung auf die verschiedenen Organe, besonders auf das Nervensystem, äußert sich ganz besonders beim Wintersport.

Hinsichtlich der Winterportarten unterscheidet man Schnee- und Eis-Sport, ferner solche, bei denen die Körperbewegung mehr oder minder ausgeglichen ist, und solche, die größere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Körpers stellen. Am Allgemeinen haben erstere einen geringeren Werth, indem das wesentliche Moment der Bewegung fortfällt. Das trifft zu beim Schlitten in bespannten großen Schlitten, wo jede Eigenbewegung so ziemlich aufgehoben ist. Man genießt dabei nur die frische Winterluft, ist aber Wind- und Frostschäden besonders leicht ausgesetzt und muß sich dagegen durch entsprechende Kleidung gut vorsetzen. Leute, die zu Rheumatismus, Neuralgie, Kopfschmerzen neigen, vertragen derartige Fahrten gewöhnlich schlecht, ebenso das Fahren auf Segelschlitten (Schwachen) mit einem oder mehr Segeln. Viel besser sind schon Spaziergehen auf gebenen, beschneiten Wegen für solche, die dem Sport nicht zugänglich sind, aber zur Eisföhrung, um sich an die kalte Winterluft zu gewöhnen. Das Fahren auf kleinen Schlitten, kurz Schlitteln oder Kofeln genannt, ist aus Skandinavien gekommen. Hier ist der ganze Körper, besonders aber Hände und Füße zum Lenken und Bremsen in bester aktiver Bewegung.

Das Schlitteln (nordwestlichen Ursprungs) und besonders das Springen mit den Ski's zeigt eine besondere Vitalität und Rhythmus voraus. Es bietet einen besonderen Reiz, weite Schneeflächen dahinjagen. Man bewegt sich mit einem oder zwei Stöcken auf etwa drei Meter langen Holzschienen vorwärts. Das Erlernen ist nicht ganz leicht. Es verlangt ziemlich heftige und Ausdauer. Besonders schwierig ist das Fahren bergaufwärts, weiter ist es gerade ein Kunst, richtig zu fallen und sich wieder zu erheben.

Der wichtigste Winterport ist das Schlittschuhlaufen, das am meisten anstrengend und fast immer durchführbar ist, wo Seen oder Flüsse zufrieren. Selbst Kinder erkennen das Laufen verhältnismäßig leicht, und alles bemutet gern die freie Zeit, um sich auf den Eisflächen zu tummeln. Unfälle sind meist selten und unbedeutend. Abgesehen von allgemeinen Brellungen und leichten Kopfverletzungen durch Auffallen, kommt es nur hin und da zu Verstauchungen und Brüchen der Knochen durch Umstürzen. Gegen das Umstürzen schützt am besten ein fester Schnürstiefel, der dem Fuß einen sicheren Halt gibt, und an den die Schlittschuhe gut befestigt werden. Auf größeren Seen kann man bei gutem Wind auch das Schlittschuhsegeln versuchen. Dabei wird ein drei- oder vieredriges Segel, über zwei rechtwinklig aneinander befestigte Bambusstäbe gespannt, mit den Händen gehalten. Dieser Sport wird viel in Schweden, Norwegen und Canada betrieben.

Abwechslung bringen noch die verschiedenen Eisspiele: das englische Hockey, ferner das schottische Curling-Spiel, bei dem ein schwerer runder Stein mit Griff nach einem bestimmten Ziel in rutschender Bewegung gemacht wird. Ferner das schottische Curling-Spiel, bei dem ein schwerer runder Stein mit Griff nach einem bestimmten Ziel in rutschender Bewegung gemacht wird. Ferner das schottische Curling-Spiel, bei dem ein schwerer runder Stein mit Griff nach einem bestimmten Ziel in rutschender Bewegung gemacht wird.

So sind die einzelnen Winterportarten kurz charakterisiert. Der Neuling wird gut thun, mit den leichteren zu beginnen und allmählich zu den schwereren überzugehen. Zu erstere gehören im allgemeinen die Eisporte (Schlittschuhlaufen, Schlittschuhfahren, Eisgolf), zu den anstrengendsten (Schlittschuhfahren, Schlittschuhfahren, Eisgolf), zu den gefährlichsten die Schneeporthe (Kofeln, Bobfahren, Schlittschuhfahren).

Die Sonne als Quelle aller Kraft.

Alle Arbeit, die auf Erden geleistet wird, ist in letzter Linie auf die Sonnenwärme zurückzuführen. Die sämtlichen Pflanzen, welche die Erde hervorbringt und die wir zur Nahrung, also als Kraftzweiger für unsere Lebensvorgänge, oder als Brennstoffe zur Erzeugung von Wärme und Licht benutzen, sind nichts anderes als Kinder der Sonnenwärme. Nur unter der letzteren vermögen sie in den Boden gelegte Samenfort zu keimen, seine Wurzeln in das Erdreich einzusenken und die Triebe dem Sonnenlichte zuzuwenden. Letzteres befähigt die Pflanze auch, die ausgenommene Nährstoffe, wie Wasser, Luft, Salze und andere Mineralien, in ihre einzelnen Bestandteile zu zerlegen und ihren Anforderungen entsprechend umzuformen, um sie dann zum Aufbau ihrer Glieder, Wurzeln, Stämme, Äste, Ähren, Blätter, Blüten und Früchte zu verwenden.

Nach unsere mineralischen Brennstoffe, Steint- und Braunkohle, Torf, Erdöl und deren Umwandlungsprodukte, sind Erzeugnisse früherer Vegetationen. Sind sie doch nichts anderes als vor Jahrmillionen unter dem Einfluss der Sonne entstandene Pflanzen- und Tiergebilde, die durch irgend eine Veranlassung im Schooße der Erde begraben und hier im Laufe der Zeit durch die Einwirkung chemischer Vorgänge, jedenfalls unter Mitwirkung von Mikroorganismen, umgewandelt wurden. Alle Energie, die wir heute diesen Stoffen entnehmen, ist demnach nichts anderes, wie im Erdinneren aufgeschichtete Sonnenwärme früherer Tage.

Da alle Tiere entweder unmittelbar von Pflanzen, also von Erzeugnissen der Sonnenwärme, leben, so ist auch die von ihnen geleistete Arbeit nichts anderes wie umgesetzte Sonnenwärme. Dasselbe gilt schließlich auch von den Menschen. Obwohl sich die letzteren gern stolz als Herren der Schöpfung betrachten, sind auch sie in Wirklichkeit nichts anderes wie Gebilde der Sonnenenergie und infolge dessen von dieser abhängig. Entziehen wir dem Menschen das Licht der Sonnen und deren wärmende Strahlung, so ist seine Lebensfähigkeit bald beendet; er verbleicht und stirbt, wie jede im Dunkeln gebaltene Pflanze.

Ebenso wie in der belebten Natur, sind auch alle in der unbelebten auftretenden und von uns benutzten Kräfte eine Folge der Einwirkung der Sonnenstrahlung. So auch der Wind, der die Flügel unserer Vögel treibt. Die von den Sommerstrahlen getroffenen Lufttheile werden erwärmt, ausgedehnt und dadurch spezifisch leichter. Sie können nun gegenüber der sie umgebenden kälteren und infolge dessen auch späreren Luft ihren Weg nicht mehr behaupten. Infolge dessen werden sie von tiefer verdichtet und müssen in

die Höhe strömend, der nachfolgenden schwereren Luft weichen. Die so entweichende Luftbewegung ist der unsere Winde, welche also gleichfalls ein Gebilde der Sonnenstrahlung bildet. Ähnlich verhält es sich mit den Wasserkräften, die wir zum Antrieb unserer Wasserräder ausnutzen. Die Sonnenstrahlen bewirken eine fortwährende Verdunstung des auf der Erde befindlichen Wassers; namentlich der den mittleren Teil des ganzen Erdballs umspannende Tropengürtel bildet eine Desillierzone, die durch die fast senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen verdunstet, namentlich aus den Meeren der heißen Zone, jährlich eine Wassermenge, welche auf 5 Meter Höhe berechnet wurde. Der hier, aufsteigende Wasserdampf wird von den Luftströmungen vorwiegend unter höheren Breiten liegenden Landstrichen abgeführt, wo er als Regen oder Schnee zur Erde zurückfällt, um dann von neuem dem Meer zuzueilen. Auf dem Wege von den hohen gelegenen Landteilen zum Meer ist ein allerdings nur winziger Teil der von der Sonne dem Wasser erteilten lebenden Kraft zum Tragen von Schiffen, sowie zum Antrieb von Wasserrädern, Turbinen und dergleichen ausgenutzt. Wie groß die von der Sonne geleistete Verdunstungsarbeit ist, erhellt daraus, daß die jährlichen Niederschläge an Regen, Schnee und Hagel zu 120 Billionen Kubikmeter betragen werden. Nimmt man an, daß dieselben vorher rund 1000 Meter über dem Meerespiegel in die Luft gehoben wurden, so entspricht dieses einer Jahresarbeit von 120 Trillionen Meter-Kilogramm oder, umgerechnet, rund 11 Milliarden Pferdekraft. Dabei stellen die, sowie die vorher genannten Energiequellen nur einen winzigen kleinen Bruchteil der gesamten Arbeit dar, die von der Sonne zu leisten ist.

Man wird mancherseits die Eigenwärme der Erde als ein eigenes Produkt der letzteren angesehen. Nichts ist jedoch falscher als das. Wirbel doch die Erdwärme nur ein Nebenprodukt, das die Erde bei ihrer Abkühlung von dem glühenden Sonnenball von diesem gewissermaßen als ein ihr zukommendes Mindestmaß mitbekommt schon zu einem guten Teil verbraucht, beginn an den kalten Weltenteilen abzugeben hat. Erhält die Erde zu dieser Zeit nicht noch fortwährend weiteren Zutusch von ihrer Mutter Sonne, so würde ihr Wärmevorrat bald zu Ende sein und sie selbst vollständig erstarren, da sie aus sich selbst keine Wärme zu erzeugen vermag. Alle Kraftäußerungen und alle Lebensvorgänge, welche auf der Erde zu beobachten sind, beruhen also einzig und allein auf der uns von der Sonne in ihren Strahlen zugesandten Wärme.

Die Verlegenheit der Hände.

Von Victor Ottmann.

Der ästhetisch einwandfreie Gebrauch von Arm und Hand war zu allen Zeiten eine unstrittene Frage. Lebhaften Völkern hat sie niemals Schwierigkeiten bereitet. Der Süd-Italiener braucht seine oberen Gliedmaßen zum Sprechen; doch schon bei den alten Griechen galt die „geschwätige Hand“, wie aus vielen Stellen ihrer Autoren hervorgeht, als unfein. Sie hatten es freilich leicht, die Hände beim Schreiben zuzugreifen, welche Schreibweise der wundervolle Hellenist des Hymnatos verlangte ihr leichtes, raffendes Spiel, und sie haben in diese Bewegung sichtlich ebenso viel an Anmut und Würde gelegt wie heute die Volkstänzerinnen, wenn sie den Haif, ihren so schlaffen und doch so molerischen Lieberwurz, vor dem Gesicht zusammenziehen. Tracht, Gang und Gestik, alles greift in andere Hände, alles ist vom andern abhängig. Die allgriechische Kunst stellt die vornehmste Dame gern mit Lotusblüten in der Hand dar, und es mußte uns gerade an, als ob die heilige Blume auch das einzig passende Attribut zu ihrer feierlichen Parteilichkeit wäre.

Die Römerin verdeckte Arm und Hand im reichen Faltenwurf der Stola, die flandrische Ehefrau schürzte mit über dem Schoß zusammengelegten Händen den Vorderarm des Gewandes, und die Fortzögerinnen aus Nürnberg's goldenen Tagen ließen die aufgehobenen Enden der langen, pelzverbrämten Oberärmel wie einen blauen Schleier über sich herabhängen haben und die Meister der Renaissance das königliche Weiß gemalt, wie es in schleppendem Sammt und Brokat über Marmorstufen und Rosenzweigepflanzeln wandelt, jeder Schritt ein Augenweide. Der Gedanke kommt gar nicht auf, daß diese eblen Geschöpfe jemals die Herrschaft über die „flamierenden Organe“, wie Krauß sie nennt, besitzen konnten, und daß die schlan-

ken, Massen Finger nicht von klein auf gewöhnt waren, stilles Glatz zu halten, schmerzliche Verren, Edelsteine und Gold. Die Dame von heute bei ihrer durch die Mode vorgeschriebenen Beugtheit ist viel daran, sie hat nichts zu raffen, und empfindet sie Arm und Hand in der That beinahe wie zweifels gewordene Körpergebilde, mit denen sich ohne Notbehelfe nichts anfangen läßt.

Gehen und Stehen ist eine schwere Kunst, die unbedingte Sicherheit im Gebrauch von Arm und Hand ist es nicht minder. Selbstverständlich glaubt jeder den Anderen abzuwehren, denn zweifelslos geht sie auf Infinites zurück, die mit den frühesten Entwicklungsstufen der Menschheit verbunden sind. Das Befangene Kind vergräbt die Hände und steckt sie gar in den Mund, und genau ebenso gebärden sich noch heute die Angehörigen primitiver Völkerrassen, wenn sie in Verlegenheit und Angst geraten. Vielleicht kann uns ein Beobachter erzählen, welche geschäftlichen Zusammenhänge sich zu äußern. Gering, die Verlegenheit der Hand ist ein Uebel, von dem sich mancher sonst recht tüchtige Darsteller nicht befreien kann, und es entstehen in solchen Fällen dann jene typischen Verlegenheitsmanöver, die so leicht zur schlechten Manier werden. Da gibt es Schachspieler, die immer wieder ihre Fingerringel prüfend betrachten, andere, die ihre Arme in der konventionellen Willkür des Napoleon Bonaparte auf dem Rücken kreuzen; andere, die immer etwas zu trommeln hören; andere wieder, deren Hände nervös über den Kopf schweben und sich an den Knöpfen zu schaffern machen oder unbegründete Exkursionen zum Gesicht unternehmen. Es fällt, wie gesagt, dem jungen Schachspieler sehr schwer, auf alle die Notbehelfe zu verzichten, die nur die Unfähigkeit verfeinern sollen, und es dauert lange, bis er es lernt, Arm und Hand unangezwungen herabhängen und in den Gelenken die größte Sparsamkeit walten zu lassen.

Aber nicht nur auf der Bühne, auch auf dem Podium und überhaupt vor jedem größeren Publikum will die Sicherheit im Gebrauch der Hand erlernt sein. Wie vielen Menschen ist es nicht schon peinlich, einen Saal zu durchschreiten und sich von Hunderten von Augenpaaren gemustert zu fühlen, und durch wiederliche nervöse Gebärden suchen sie ihre Befangenheit zu verbergen! Selbst gekörnte Haupter müssen sich die Sicherheit vor dem Publikum, dem Angehörigen, erst aneignen: Es ist wohl keine hohe Lerne, daß der große Korke sich vom Schachspieler Talma regelrecht Unterricht darin erteilen ließ. Ein durch seinen Ruhm bekannter, insofern zu seinen Wärdern veranlaßter Herrscher eines Staates hat einmal gesagt: Wenn die guten Leute wüßten, wie schwer es ist, vor den Augen Tausender feierlich ein paar Stufen emporzusteigen, würden sie mit der über mich wehen lassen.“ Vom Erhabenen zum Ueberflüchtigen ist eben nur ein Schritt, ein winziger, gefährlicher Schritt. Jeder Sänger, Vortragend, Redner, Redner könnte erzählen, welche Schwierigkeiten es zu überwinden galt, ehe er die völlige Sicherheit der Körperhaltung und der Hand erwarb.

Als Poete Gullbert zu fingen anging, erreichte die Aufmerksamkeit der Kenner nicht zum mindesten auch durch den Umstand, daß sie im Gegenstoß zu den sogenannten „typischen Gesten“ ihrer Possenreiter die Arme schlaff am Körper herabhängen ließ, und obwohl sie damals noch und schön waren, lag doch etwas seltsam Anziehendes in dieser Ruhe. Andere Vortragend verhalten sich anders, und es ist schwer, zu sagen, wieviel dabei Unbewusstes, wieviel bewußtliche Pose ist. So gibt es einen bestimmten Vorkämpfer, der anscheinend nur fingen kann, wenn er zwischen den aufgeregt zitternden Fingern ein Partikulat gerinnert.

Ein ganzes Buch ließe sich über die Fingergestalten und zum Teil höchst feinen Verlegenheitsmanöver der Hand bei Rednern schreiben. Mancher Redner kann nicht sprechen, ohne mit einem Bestreben zu fuchteln und imaginäre Gesten damit zu erdulden; ein anderer wieder knüpft sich fortwährend den Hod auf und zu, und eine bekannte Niede eine Parlamentskammer beim Sprechen unermüßlich die seitlichen Vorflüge seines Gesichtes. Aber auch schon beim gewöhnlichen Gespräch führen die

Hände dieser Menschen in der Verlegenheit seltsame Tänze auf, fahren nervös an die Kehrworte, reiben sich, daß die Gelenke knacken, spielen mit allen erreichbaren Gegenständen und trommeln auf den Tisch. In Wärdensland sieht man bei Männern aus dem Volk oft einen eigens für die Beschäftigung der allzu schlaffen Hände erfundenen Apparat in Gebrauch; ein Reithen mit verschließbaren Ringeln aus Rosenholz, Glas oder Bernstein, ähnlich wie der Rosenkranz der Kofeliten. Unaufrichtig spielen die Ringeln zwischen den Fingern, und der Mann käme sich wohlweislich hilflos vor, wenn ihm einmal die Kette festste.

Radrigöse Natur des Menschengeschlechtes, wie sie sich in dem wunderbaren Gebilde der Hand, in ihrem Haken, ihrem Versagen, ihrem resoluten Zupacken und ihrer drohenden, zitternden Verlegenheit!

Bucheinbände aus Klippfischhaut

Von Professor Dr. Hans Paalzow, Berlin.

Die Notiz des Krieges macht erfindungsreich. Alle möglichen Dinge, die im Frieden reichlich zur Verfügung standen, sind knapp geworden oder gar nicht mehr zu haben. Das gilt auch von den Stoffen, die zu Bucheinbänden gebraucht werden. Die gewöhnlichen Einbandstoffe aus Baumwolle und Leinen (wie Kaliko, der Stoff, aus dem man die meisten Buchrücken arbeitet) wurden zuletzt mit dem Sechsfachen des Friedenspreises bezahlt und verschwandern dann ganz vom Markt. Auch Leder und Pergament sind für Bucheinbände nicht mehr frei; die Preise werden für militärische Zwecke oder zu Stiefelwerk verbraucht.

Wie ist diesem Mangel an Bucheinbänden abzuwehren? Man darf die vielen Gebiete jetzt Ersatzstoffe vorhanden sind, sollte es da nicht gelingen, auch neue Materialien für Bucheinbände auszufinden zu machen? Ein gewandter Landsturmann, der in Belgien bei einer militärischen Dienststelle tätig ist, hat einen neuen Einbandstoff erfunden, der zweifelslos, dauerhaft und dabei sehr billig ist. Es handelt sich um die Haut von Klippfischen. Der glückliche Entdecker dieses Materials, Herr Franz Martini, war, bevor er zum Heeresdienst einbezogen wurde, Werkmeister einer Berliner Großbuchhandlung. Der Klippfisch wird in diesen Kriegsjahren wohl manchem bekannt geworden sein, der früher nichts näheres von ihm wußte. Auch in Belgien ist dieser Fisch zur Speisung der Soldaten in größeren Mengen verbraucht worden. Klippfisch ist geläufiger und getrockneter Kaffeebohne; vor dem Kochen muß er einen Tag oder zwei gewässert werden. Herr Martini hat nun einfach den gewässerten Klippfischen die Haut abgezogen, hat die Haut noch mehrere Tage in Wasser gelegt, dann tüchtig zwischen den Händen gerieben, wie man Wäsche beim Waschen behandelt und endlich ausgebreitet und getrocknet. Er erhielt auf diese Weise einen Stoff, der dem Schoß- oder Kalb-Pergament sehr ähnlich ist. Das fertige Material ist ziemlich dünn, glatt und durchsichtig, von gelblicher oder bräunlicher Farbe. Es soll ohne Schwappen sein; diese zu entfernen ist der Hauptzweck des Reizens vor dem Trocknen. Die Oberfläche ist etwas uneben und hat eine hübsche Zeichnung, da die Stellen, wo die Schwämme gefesselt haben, deutlich hervortreten. Wie gewöhnliches Pergament muß die Klippfischhaut beim Bearbeiten angefeuchtet werden; sie ist dann äußerst geschmeidig und behaltbar. Leider ist es wegen der Mühseligkeit des Klippfisches nicht möglich, ganze Bücher zu gewinnen; man erhält von jedem Fisch zwei halbe Hälften mit einer mäßigen Fläche von etwa 15 bis 25 Zentimeter.

Im Dezember vorigen Jahres kam Herr Martini auf Urlaub nach Berlin. Auch mich hat er damals aufgesucht, hat mir Proben seiner Klippfischhaut übergeben und Bücher gezeigt, die mit dieser Haut eingebunden waren. Da die Haut durchscheinend ist, hatte Herr Martini bei den Einbänden Papier von verschiedener Farbe untergelegt. Die Einbände sahen zwar etwas ungewohnt, aber doch recht gefällig aus. Die Schwämmezeichnung auf der Haut, die in unregelmäßigen Linien verläuft, betonte die Fläche in angenehmer Weise.

Ich setzte mich folglich mit Herrn Professor Herzberg, Abteilungsleiter am Materialprüfungsamt in Berlin-Charlottenburg, in Verbindung und bat ihn, den neuen Stoff auf seine Festigkeit und Haltbarkeit zu untersuchen. Das Ergebnis der Prüfung war ein hocherfreuliches. Die Klippfischhaut zeigte etwa dieselbe Reißlänge, wie bestes Kalb-Pergament. Was den Widerstand gegen Falzen betrifft, so wurde der Versuch nach 50.000 Doppelfaltungen abgebrochen. Die Dehnbarkeit der Fischhaut war etwa doppelt so groß wie die von Pergament; eine Eigenschaft, die gerade der Buchbinde schadet, denn sie ermöglicht, es, einen Buchrücken mit echten Einbänden zu überziehen.

In frischem Zustande hat die Klippfischhaut einen leuchtig gelben

Glanz, der sich aber bald ganz verliert. Schwere wiegt das Bedenken, ob es möglich sein wird, von der Fischhaut genügend Mengen zu erhalten, um eine regelmäßige Waare daraus zu machen. Solange der Klippfisch bei Massenbefisungen Verwendung findet, wird dies wohl nicht allzu schwierig sein; und später müssen die Konsumenten des Klippfisches nach vorheriger Belehrung die Güte an Verkäufer verkaufen, wie es jetzt mit den Haisfellen geschieht.

Der Stamm der „Erdmenschen“

Aus Shanghai wird geschrieben:

Der südliche Teil der Provinz Kwangsi und die daran anliegenden indochinesischen Provinzen Longkon und Kaitung werden von einem eigenartigen Völkergemisch bewohnt, unter dem Namen der Tsin oder Tai (Erdmenschen) etwa fünfundsiebzig vom Hundert ausmacht.

Obwohl sich in den Lebensgewohnheiten dieses Stammes der unverkennbar chinesische Einfluss zeigt, so haben sich Wesenszüge einer andersartigen Kultur noch erhalten, die zur Annahme berechtigen, daß der Stamm der Tsin in Siam zu suchen ist. Die Hauptbetätigung des Stammes und seiner Vorfahren, der Tsin und der Man, ist Ackerbau; außer Reis, den sie überall anbauen, mo es die Wasserhältnisse zulassen, beschäftigen sie sich mit dem Anbau von Erdnüssen, Jadererbsen, Weizen, Anis und Petersilien. Die Sprache ist stark mit flammenden Ausdrücken vermischt, ebenso erinnern auch die Art des Häuserbaues, ihre Tracht und Gebrauche an die Bewohner des Landes der weißen Eschenten. Die Wohnungen der Tsin sind nach der Art der Pfahlbauten einige Meter über der Erde. Das Innere besteht aus zwei Räumen. Wenn man auf einer Leiter zu dem Eingang geleitet ist, dann betritt man zuerst einen Raum, in dem die Frauen der verheirateten Familienangehörigen aufbewahrt werden; das zweite Zimmer ist der Schlafraum und die Küche, mit dem in China üblichen Bild des Herd Gottes. Unter den Wohnräumen liegen die Stallungen für Wasserbüffel, Schweine und Hühner. Die notwendigen mit Gras und Stroh bedeckten Hütten machen einen unansehnlichen Eindruck, aber durch die romantische Lage inmitten einer tropischen Vegetation bedeuten abgesehen davon.

Ein merkwürdiges Schicksal hat der jetzt von Wärdern und Frauen bereicherte und gefürchtete Vilantun, der vor seiner Erhebung zur Gottheit ein einfacher Oberst war. Bis im ersten Jahrhundert n. Chr. chinesische Truppen die von aufständischen Talleuten besetzte Stadt Langschou belagerten, ließen sich einige Wärdern der Tai mit dem Obersten ein. Die Soldaten gingen während der langwierigen Belagerungszeit ebenfalls auf galante Abenteuer aus und verführten ihrem Wärdern die Mädchen, deren Günstig er sich erkaufte, absprengt zu machen. Die Folge war, daß der Oberst seinen Viebschaffter silberne Halsketten schenkte, die sie stets tragen mußten, damit, wenn ein Soldat mit einem dieser Mädchen gehen würde, er sofort verhaftet und enthaupet werden konnte; vor den Herrschern der Sämen ließ der Oberst seinen Namen anfertigen, und verbot den Soldaten die Todesstrafe bei Betreten dieser Häuser.

Als einst der Oberst von einer nächtlichen Schieferlunde zurückkehrte, wurde er ermordet. Seit dieser Zeit wandert der Geist des Ermordeten durch Stadt und Dorf, und jedes Mädchen, das ihm in nächster Stunde begegnet, ist ihm verfallen. Um den Geist Vilantun günstig zu stimmen, tragen die Mädchen silberne Ketten um den Hals und öffnen ihm Weinbräuschen. Wenn dem Schweißträger ein Tier entlaufen ist, dann wendet er sich an Vilantun, dem die Gabe zugesichert wird, daß er das Schwein wieder auf die richtige Spur bringen kann.

In dem Festkalender des Taitams sind einige Feste chinesischen Ursprungs aufgenommen worden. Unter den eigenen Festen der Talleuten nimmt das sogenannte „Aohue“ die erste Stelle ein; es wird jedes Jahr im Frühjahr gefeiert und hat den Zweck, von den Wärdern ein glückliches Erntejahr zu erbitten. Es finden sich oft zu mehreren Tausend zählende Teilnehmer ein, die in großer Anzahl gefesselt den Tag zubringen; da an diesem Tag die Trennung der Geschlechter aufgehoben ist, nimmt das Fest in den Abendstunden meist ein wildes Ende. Die Stammesangehörigen der Tai heirathen gewöhnlich zwischen dem sechzehnten und dem zwanzigsten Lebensjahr. Wie in China, wird auch hier die Verlobung durch einen Vermittler abgeschlossen. Mit einem aus Betelnüssen, einigen Pfund Schwämmeleisch und einem Raubvogel bestehenden Geschenk begibt sich der Mittelsmann zu dem Eltern der zukünftigen Braut und trägt ihnen die Werbung vor. Wenn sie zustimmen, überbringt der Vermittler ein reichhaltigeres Geschenk, das aus zwei Pfund Betelnüssen, zwei Raubvögeln und einigen Reisbuden besteht. Die Familie des Brautpaares laden sich

dann gegenseitig zu einem Fest schmaus ein, bei dem die Verlobten öffentlich bekannt gegeben wird. Die Hochzeit findet erst einige Jahre später statt. Am Hochzeitstag holt der Brautgänger seine Braut aus dem Elternhause ab, wobei er von acht Kofeln und acht Knaben im Alter von zwölf bis achtzehn Jahren, einem verheirateten Ehepaar und den Mitgebern seiner Familie begleitet wird. Wenn die Braut ihr Elternhaus verläßt, werden ihr zwei glimmende Weizensträhnen durchs Haar gesteckt, um anzudeuten, daß die Braut mütterlich und unerschütterlich von ihren Eltern beschützt werden hat.

Wetschidlokröten.

Wer gewohnt ist, unter Schildkröten ausschließlich Vertreter einer mit dem Hornpanser verwandten Tiergattung zu verstehen, dem mag es wohl erstaunlich zu vernehmen, daß dieser Ordnung der Reptilien eine Gattung angehört, die sonst allerdings eine gewisse Charakteristik nicht automatisch die vielmehr das gerade Gegenteil von ihren Verwandten bilden, indem sie einen lebhaften, weichen Rücken und Brustschild aufweisen. Sie gehören zu den in jeder Hinsicht merkwürdigsten Familien der dreifüßigen Wetschidlokröten an, die sich in sechs Gattungen mit zusammen überzwanzig Arten gliedern und über die heilige Insel Japans, Afrika und Amerika verbreitet ist. Ohne Ausnahme bewohnen diese, Seen und langsam fließende Gewässer mit sandigem und schlammigem Grunde.

Ihr wichtigstes Merkmal ist die Art in seiner erhabenen Mitte die Stütze eines Knorpelschildes, die Wetschidlokröte besitzt aus etwas festere Beschaffenheit. Bei einzelnen Arten ist außerdem am Rande des Brustschildes hermetisch abschließende Klappen angebracht, die zum Schutze der Füße und der Schwanz dienen. Die denartig geformte Kopf hat eine gewisse Ähnlichkeit mit einem in Länge gezogenen Schweinsrüssel; die Pupillen der ebenso korbhaft wie in leicht blühenden Augen sind rund. Von geradezu erstaunlicher Länge der (schlangartigen) Hals, der wie aus der Kopf, ganz unter dem Schild eingezogen werden kann. Die Extremitäten sind je mit drei präeminenten Krallen besetzt. Die eingelenkten Gelenke verbindet eine weißliche Schwimmhäute, die den Füßen so das Aussehen von Flossen verleiht und ausgepasst, die Schwimmhäute des Fußes auf das Dreifache zu vergrößern imstande ist.

Die Färbung ist eben gewöhnlich hellbraun bis dunkelgrau, unten weiß. Bei jungen Individuen ist die braune oder graue Grund noch m dünnen, augenförmigen Punkten (Ocellen) besetzt. Alle diese Eigenthümlichkeiten sind nichts anderes als die Resultate der Anpassung an das nasse Element, denn diese Thiere ausschließlich im Leben zubringen. Der durch Muskelkraft bewegliche, breite Rücken und die Flossenartige Beschaffenheit der ungetriebenen Schwimmhäute; die scharfen Krallen erleichtern es ihnen, sich in den Sandboden einzuwühlen und der lange Hals sowie die Klappen lassen ihnen bei der Jagd no Bedenke treffliche Dienste. Die Wetschidlokröten verbergen sich mit Ocellen in dem Grunde der Gewässer, hierbei gebrauchen sie ihre Schwimmhäute als Schaufeln, um sich mit Erde ab Sand zu bedecken. Ihre Vorhande sein ist dann höchstens durch den kleinen Kopf hervorragend, lauernd Kopf oder Rüssel wahrzunehmen, o gleich auch sie durch ihre mütterliche Schwanzföhrung nur einem ganz gelinen Auge sichtbar sind. Diese Manipulation bietet ihnen nicht allein Schutz vor Feinden, sondern erleichtert ihr auch den Fang der Beute. Ihre Nahrung besteht aus Fischen, Festzungenen Enten u. a. In Raubgleichheit bieten die Krabben, mit den sie übrigens noch in manchen anderen Zusammenhängen leben.

Von ihren Feinden ist der Mensch der gefährlichste; er verfolgt sie wegen des großen Schwanzes, den in vielen Gegenden der Jagd und Fischerei zufügen, wie auch wegen seiner äußerst schmackhaften Fleischstücke.

Warum man heirathet

Der eine freit ums liebe Geld. Der Zweite, weil ihm wohlgefällt Ein schlanker Wuch, in folgerbar Der Dritte lauscht gern Liebes Song.

Der Vierte liebt ein hübsch Gesicht, Dem schmeckt das Wirtshausfleisch nicht. Ein Sechster will ein trautes Heim Ein Siebenter ging um den Heim. Ein Achter braucht ein Pflegerin, Den Neunten reizt ein heil'rer Strich Ein Zehnter will durch seine Frau Karriere machen, ei wie schau!

Ein Elfter liebt das blonde Haar, Ein zwölfter blaues Augenpaar; Doch diese sind, beim Star, so dum Sie freit'nd und wissen nicht warum.

Wie man man heirathet

Der eine freit ums liebe Geld. Der Zweite, weil ihm wohlgefällt Ein schlanker Wuch, in folgerbar Der Dritte lauscht gern Liebes Song.

Der Vierte liebt ein hübsch Gesicht, Dem schmeckt das Wirtshausfleisch nicht. Ein Sechster will ein trautes Heim Ein Siebenter ging um den Heim. Ein Achter braucht ein Pflegerin, Den Neunten reizt ein heil'rer Strich Ein Zehnter will durch seine Frau Karriere machen, ei wie schau!

Ein Elfter liebt das blonde Haar, Ein zwölfter blaues Augenpaar; Doch diese sind, beim Star, so dum Sie freit'nd und wissen nicht warum.

Wie man man heirathet

Der eine freit ums liebe Geld. Der Zweite, weil ihm wohlgefällt Ein schlanker Wuch, in folgerbar Der Dritte lauscht gern Liebes Song.

Der Vierte liebt ein hübsch Gesicht, Dem schmeckt das Wirtshausfleisch nicht. Ein Sechster will ein trautes Heim Ein Siebenter ging um den Heim. Ein Achter braucht ein Pflegerin, Den Neunten reizt ein heil'rer Strich Ein Zehnter will durch seine Frau Karriere machen, ei wie schau!

Ein Elfter liebt das blonde Haar, Ein zwölfter blaues Augenpaar; Doch diese sind, beim Star, so dum Sie freit'nd und wissen nicht warum.